

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 15

Artikel: Der Spuk von Oberwiesen [Fortsetzung]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669359>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVIII. Jahrgang

Zürich, 1. Mai 1935

Heft 15

Lenz, wer kann dir widerstehn?

Jedem, außer an die Toten,
Sendet Frühling einen Boten,
Ein Gezwitzcher aus den Lüften,
Eines Wölkchens helles Wehn,
Einer roten Knospe Springen,
Irgend ein verstoßnes Düften,
Oder ein verlornes Singen —
Lenz, wer kann dir widerstehn?

Durch das Wiesengrün, das linde,
Wandr' ich mit dem eignen Kinde,
Und es kann an Murrenbächen
Nicht mit stummen Lippen gehn —
Wann die Knospen alle brechen,
Wollen Lippen sich entfalten,
Auf den jungen, auf den alten,
Will ein kleines Lied entstehen.

Lieb' und Lust und Leben saugen
Will ich aus den Kinderaugen,
In dem Blicke meiner Kleinen
Will ich nach dem Himmel spähn,
Ja, es ist das gleiche Scheinen,
Hier im Blauen, dort im Blauen,
Und das selbige Vertrauen —
Lenz, wer kann dir widerstehn?

Ruckkuck ruft! willst du erfahren
Deine Jahre, gläub'ge Seele?
Ruckkuck ruft im Walde, zähle!
Neun und zehn und mehr als zehn...
Ei, das will ja gar nicht enden,
Frühling schenkt aus vollen Händen —
Soll auf diesen blonden Haaren
Noch den Myrtenkranz ich sehn?

Conrad Ferdinand Meyer.

Der Spuk von Oberwiesen.

Von Ernst Eschmann.

(Fortsetzung.)

Chueri fühlte sich im Sirenmoos nicht mehr wohl. Er wußte, ganz Oberwiesen war in Aufruhr, man stritt, man prozessierte. Man fluchte über ihn. Man fürchtete ihn. Das war vielleicht das Beste. Denn immer noch besaß er einige Macht über sie. Wenn er wieder ein kleines oder größeres Paket vor der Türe fand, hob er es lächelnd auf und trug es in die Küche. Und er schmunzelte dazu: sie kommen nicht los von mir!

Ob es am Ende gut war, wenn er ihnen aus den Augen ging, und war's nur für eine Woche

oder zwei, in der schlimmsten Zeit, da der Streit der Meinungen so hoch ging? Schon lange war er nicht mehr aus dem Dorfe herausgekommen. Da und dort erwarteten sie ihn seit Wochen, er wußte es. Man hatte ihn gerne gesehen, als er noch mit den Mausfallen herumgezogen, in den Dörfern im Tal, in Tringen, am See in Neblingen und auf dem Sulgenberg.

Aber jetzt brach der Winter herein. Wilde Stürme fegten über das Land. Das war keine Zeit, auf Reisen zu gehen. Im Gegenteil. Chueri

verfroch sich in seine Stube. An Arbeit fehlte es ihm nicht. Bis er alle die Bücher ausgelesen hatte, die noch oben in der Truhe lagen! Zwischenhinein mußte er kochen. Im Schopfe spaltete er Holz, und wenn das Schneegestöber nachließ, stieg er ins Föhrenwäldchen hinauf und hieb ein paar Bäume um.

Ins Dorf zu gehen vermied er. Er wollte nicht, daß sie mit den Fingern auf ihn zeigten. Die einzigen Besuche, die er machte, galten dem Gubel. Hier vernahm er, wie es um den Quellenprozeß stand.

Im Rohrhof waren die Arbeiter abgezogen. Tiefer Schnee deckte die Matten zu. So still es hier oben zuing, um so lauter und unheimlicher gärrte es in den Köpfen. Herrliches Advokatenwetter war es. Heute kehrte einer ein auf dem Hüebli, morgen bei Zöbeli. Vergleiche wurden erwogen. Aber keine Partei war geneigt, der andern nur um einen Deut entgegenzukommen. Baltisser verlangte eine hohe Summe zur Deckung des Schadens.

„Schaut den Juden!“ höhnte Zöbeli. „Er will ganz Oberwiesen in den Sack stecken. Es wird ihm nicht so leicht gelingen.“

Die Gubelbäuerin war zu bedauern. Sie konnte mit ihrem Mann kein vernünftiges Wort mehr reden. Immer begehrte er auf. Aus der eigenen Haut hätt' er mögen herausfahren.

„Laß doch den Schlitten laufen. Die Advokaten haben ja ihr Futter,“ schimpfte Frau Zöbeli einmal.

„Schweig!“ fuhr der Mann sie an. „Was verstehst du davon!“

Seitdem blieb sie still und litt um so mehr. Ihr Mann hielt sie nicht auf dem laufenden. Nur, wenn er wieder wie verrückt durchs Haus feuerteufelte und alles beiseite warf, was ihm in die Hände kam, wußte sie, daß wieder etwas gegangen war. Sie hatte nicht mehr den Mut, darnach zu fragen.

Chlesel überlegte sich, ob er eine andere Stelle suchen wolle. So war auf die Dauer mit dem Meister nicht mehr zu leben. Frau Zöbeli suchte ihn zu halten. Jeden Hieb, den ihr Mann dem Knechte versetzte, versuchte sie mit einer verstorbenen Wohlthat wettzumachen. Und Dorothee, die Magd, half ihr dabei nach Kräften. Noch immer hatte sie die Hoffnung nicht aufgegeben, daß Chlesel einmal merke, wohin sie steuerte. Aber der gute Bursche schien ein hartgefottener Einspänner zu sein.

Er sollte nur warten! Sie wollte ihn noch

einmal von einer andern Seite in die Finger nehmen. Bald rückten die Festtage heran, Weihnachten, Silvester, Neujahr. Da fand sie gewiß Gelegenheit, die dicke Schale seines Innern zum Auftauen zu bringen.

Es schneite fort und fort. Und als der Himmel sich gefäubert hatte, kamen die klirrend klaren Nächte, da die Scheiben gefroren und jeder Wasserlauf erstarrte. Wenn der Mond aufging, gab es ein wunderbares Schimmern und Blitzen; wie Spiegel leuchteten die stummen Lämpchen; ganz Oberwiesen schwamm in diesem kühlen Lichte.

In den Häusern aber blühte die Gemütlichkeit. Je näher die Festtage rückten, um so mehr hatte es den Anschein, als ob Ruhe und Frieden in das gespaltene Dorf zurückkehrten. Vom Streit um die Quelle hörte man weniger. Er glühte noch immer unter der Asche, und wenn der Frühling anbrach, züngelten auch ganz gewiß die Flammen wieder auf. Aber jetzt wollte man eine Weile nicht mehr an all den unerquicklichen Hader denken.

Man backte in den Stuben. Man schob einen guten Butterteig in den heißen Schlund der Öfen und modelte mancherlei Leckerbissen.

Die Kinder vergingen vor Ungeduld. In allen Ecken witterten sie Geheimnisse. Sie stießen auf abgeschlossene Schubläden und allerhand Pakete mit dicken und dünnen, blauen und roten und gesprenkelten Schnürchen. Was wohl alles darin versteckt lag?

Die Mädchen kitzelten ihre Wunschbrieflein für das Christkindlein und wurden gar nicht fertig damit. Denn ihrer Wünsche war ein ganzes Heer und Meer. Aber schön, ja herrlich war's, zu harren und zu bangen auf die große Stunde, da der Lichterbaum brannte und ihre Träume Erfüllung und Wirklichkeit wurden. So lag die Ahnung eines großen Glückes über dem Dorf. In diese frohe Erwartung zuckte ein jäher Blitz. Er galt dem Rohrhof. Die ganze Gemeinde erschrak mit ihm. Sie wurde unversehens wieder in den grauen und herben, in den traurigen Alltag zurückgeworfen.

Die Lina war verschwunden.

Man wußte nicht, wo sie war.

Niemand wußte es.

In Gretelers Haus herrschte eine mächtige Aufregung. Am Abend hatte das Mädchen gesagt, es wolle die Besorgungen machen, die nötig waren. Es hatte den kleinen Schlitten aus dem Schopfe gezogen und war mit dem

Korbe ins Dorf hinuntergesauft. Die Bahn war herrlich glatt.

Seitdem war sie nicht mehr zurückgekommen. Und schon drei Tage waren darüber vergangen.

Ob ihr ein Unglück zugestoßen war?

Was für eines?

Man hätte sie finden müssen.

Jetzt ging die Mutter Greteler tränenden Auges von Haus zu Haus und fragte, ob niemand ihre Lina gesehen habe.

Da und dort konnte man ihr Auskunft geben. Gewiß, am Samstag habe man sie angetroffen. Seitdem aber nicht mehr.

Und jetzt war Dienstag.

Die Polizei bemächtigte sich der rätselvollen Angelegenheit. Man begann zu suchen. Man suchte die Lina landauf und -ab.

Alle Arbeit war umsonst.

Wenn der Briefträger sich dem Rohrhof näherte, erwachte ein Hoffnungschimmer im Herzen der verzweifelnden Eltern. Aber ihr Mädchen schrieb nicht.

Konnte es überhaupt noch schreiben?

Seit der Prozeß um die Duelle schwebte, hatte Frau Greteler das Hüebli nie mehr betreten. Früher hatten die Frauen oft miteinander gesprochen, und sie mochten sich wohl. Der Streit hatte auch diese Beziehungen zerstört. Nun raffte sich die Bäuerin im Rohrhof trotz allem und allem auf, Frau Baltisser aufzusuchen. Alle Aufregungen während des Prozesses waren begraben. Denn das Schicksal ihres einzigen Kindes stand in Frage. Das Leben galt ihr mehr als das Recht. Die Männer mochten wider einander aufstehen; ihr Herz redete eine andere Sprache.

Die Hüebli-Bäuerin empfing sie freundlich. Frau Greteler mußte nicht lange sagen, was sie wollte. Ihr Kummer zitterte auf den Lippen. „Weiß Euer Bub nichts?“

„Er hat wenigstens nichts gesagt. Ich will ihm rufen.“

Sie ging hinaus und hinüber in den Stall.

Die Rohrhof-Bäuerin schaute ihr nach.

Nun kam Frau Baltisser mit Gusti zurück.

Er konnte nicht die geringste Auskunft geben.

Oder, ob er nicht wollte?

Frau Greteler fiel es auf, daß er so kurz an Worten war. Der Mutter war es nichts Ungewohntes. In letzter Zeit war es immer so gewesen. Seit der Vater und der Bub einander nicht mehr verstanden, wurde über Tisch fast keine Silbe geredet. Ein jedes grollte für sich.

Nur die Mutter, die gerne vermittelt hätte, suchte immer wieder etwas hervor, um die stummen, ungemütlichen Mahlzeiten zu beleben.

„Habt ihr euch gezanft?“ forschte die Rohrhof-Bäuerin.

„Was denkt Ihr! Ich kann die Lina nicht verstehen.“

„Ihr meint, sie könnte nicht mehr kommen?“

„Was weiß ich!“

So seltsam, so teilnahmslos tönte das! So redete doch kein heimlicher Bräutigam!

Der Bub ist ganz verwirrt, sagte sich Frau Baltisser.

Jetzt trat noch der Vater dazu. Er runzelte die Stirne, als er die Rohrhof-Bäuerin erblickte.

Ehe sie ein Wort der Begrüßung hervorbrachte, rollten ihr die Tränen über die Wangen.

„Eine schöne Geschichte,“ brummte der Hüebli-Bauer.

„Wenn Ihr mich brauchen könnt, ich helfe Euch suchen,“ anerbote sich Gusti der trostlosen Mutter.

„Es sind ihrer nie zu viel, ich danke Euch!“

Frau Greteler gab dem Burschen die Hand und schaute ihm bittend in die Augen. Es war ihr, sie müsse ein Geheimnis aus ihm herauslesen können. Gusti aber wandte sich der Lüre zu.

„Ihr wollt euch gleich aufmachen?“

„Noch einmal! Ich bin schon lange um Linas willen unterwegs gewesen,“ rückte er jetzt heraus. „Das ganze Lobel habe ich abgesehen. Ich habe auch schon in Bachtalen nach ihr gefragt.“

Frau Greteler fühlte sich etwas leichter. Gespannt hing sie Gusti an den Lippen.

Aber er hatte nichts Neues zu berichten.

Die Rohrhof-Bäuerin erhob sich. Wenn sie auch dem großen, grauenvollen Rätsel um nichts näher gekommen war, ihr Herz spürte doch eine Erleichterung. Gusti machte sich noch einmal auf, ihr Mädchen zu suchen.

Ob es beim Schlitten einen Unfall erlitten hatte? Die Wege waren glatt, die Straßen gut ausgefahren. Es gab Stellen, an denen man aufpassen mußte. Ein paar gefährliche Ränke führten nach Bachtalen. Wenn man so ganz im Lauf in sie hineinsauft und über das Bord geriet, ging's tief hinunter. Man konnte den Kopf einrennen, Hals und Beine brechen. Das Wolflobel war im Sommer so ein wundervoller Spaziergang. Es barg viel Schatten. Zu unterst lief ein Bach. In ein paar romantischen Terrassen rauschte er talwärts. Die Buben suchten nach Krebsen, man fischte in ruhigeren Mulden.

Im Winter aber wurde dieser tiefe Einschnitt zur Wildnis. Niemand getraute sich hinunter. Man kam auch nirgends durch. Von allen Seiten wurde der Schnee hinuntergeweht. Die Pfade waren zugedeckt. Bäume lagen die kreuz und quer.

Wenn die Lina hier abwegs gekommen wäre? Aber was hatte sie in Bachtalen zu suchen?

Die Eltern mochten sich nicht erinnern, daß sie einmal davon geredet hatten, es wäre dort etwas zu besorgen.

Als Vater und Mutter Greteler eines Abends bis spät in die Nacht beisammen saßen, stieg dem Vater ein neuer Gedanke auf. „Du“, sagte er, „der Mauser hat unsere Quelle gefunden, vielleicht findet er auch unsere Lina.“

„Daß wir nicht schon lange daran gedacht haben!“ ärgerte sich die Mutter. „Natürlich! Wir müssen den Chueri fragen. Der ist ganz gewiß nicht um einen guten Rat verlegen. Gleich morgen wollen wir zu ihm gehen. Kommst du auch mit?“

„Ich kann mir ja Zeit machen.“

Mit frischer Hoffnung legten sie sich zu Bett. Sie schliefen etwas besser als die andern Nächte. Früher als sonst erhob sich der Rohrhofbauer. Es war noch dunkle Nacht. Wie er ins Freie trat, fiel neuer Schnee. Wie sollte man da die Lina finden? Schon manches Jahr war kein so strenger Winter mehr gewesen. Wenn ihr Mädchen wirklich irgendwo lag, war es verloren. Es brauchte sich nur verlegt und eine dieser sibirischen Nächte hinter sich zu haben, war ihr Schicksal besiegelt. Aber es konnte alles auch ganz anders sein. Am Ende vollbrachte der Girenmooser noch einmal ein Wunder.

Gegen neun Uhr machten sie sich zusammen auf den Weg. Am liebsten wären sie auf der kürzesten Strecke quer über die Wiesen gezogen. Aber sie fielen knietief ein. Sie mußten auf der Straße bleiben und ins Dorf hinuntersteigen. Man schaute ihnen aus den Fenstern nach. Man hatte großes Mitleid mit ihnen. Etliche riefen ihnen zu und hielten sie auf.

Auch des Schuppenhansens Döde machte sich herbei.

Der Rohrhofbauer wollte nichts von ihr wissen. „Komm“, winkte er seiner Frau. „Wir haben jetzt anderes zu tun, als auf diese Klatschbabe zu hören.“

Im Girenmoos war niemand zu Hause. Der Brot-Chuetli begehrte just Einlaß. Er ging um die Hütte und klopfte an beiden Türen. Sie

waren verriegelt. „Seltsam“, sagte er. „Ich hab' schon gestern zu ihm wollen.“

„Ist er am End' im Dorf, beim Zöbeli?“ fragte der Rohrhofbauer.

„Nein! Dort ist er auch nicht. Ich komme gerade von ihm.“

Frau Greteler war enttäuscht. „Was machen wir jetzt?“

Der Brot-Chuetli meinte: „Wenn er den Finkenstrich genommen hätte! Er hat schon lange gemerkt, daß seine guten Zeiten in Oberwiesen vorbei sind. Allmählich wird ihm der Boden heiß unter den Füßen.“

„Was wißt Ihr?“

„Nichts Bestimmtes. Aber es läßt sich allerlei denken.“

„Zum Beispiel?“

Der Brot-Chuetli wollte nicht herausrücken. Er wußte, wie der Mauser zum Rohrhöfler stand. Er hob sich den schweren Korb auf den Rücken und stapfte durch den Schnee davon.

In Oberwiesen war bald bekannt, daß der Chueri nicht mehr im Dorfe war. Es fiel auf. Denn seit er im Girenmoos eingezogen war, hatte er es nie auf längere Zeit verlassen. Nicht einmal zwei Tage hintereinander ließ er sein Häuschen leer. Vielleicht aus lauter Angst, es könnte einer die Nase unbefugterweise hineinstrecken. Noch nie hatte er eine Seele seine Stube betreten lassen. Ein rechter Rauz war er, der Mauser Chueri.

Selbst Zöbeli schüttelte den Kopf. Der Alte hätte ihm schon ein Wort sagen dürfen, was er vorhabe, meinte er. Er glaubte nun auch bald daran, es sei etwas nicht in Ordnung.

Der Chlesel stupfte: „Hab' ich's nicht gesagt? Mit dem Chueri habt Ihr eine schwere Verantwortung auf euch geladen. Im Dorf wird wieder mancherlei herumgeboten.“

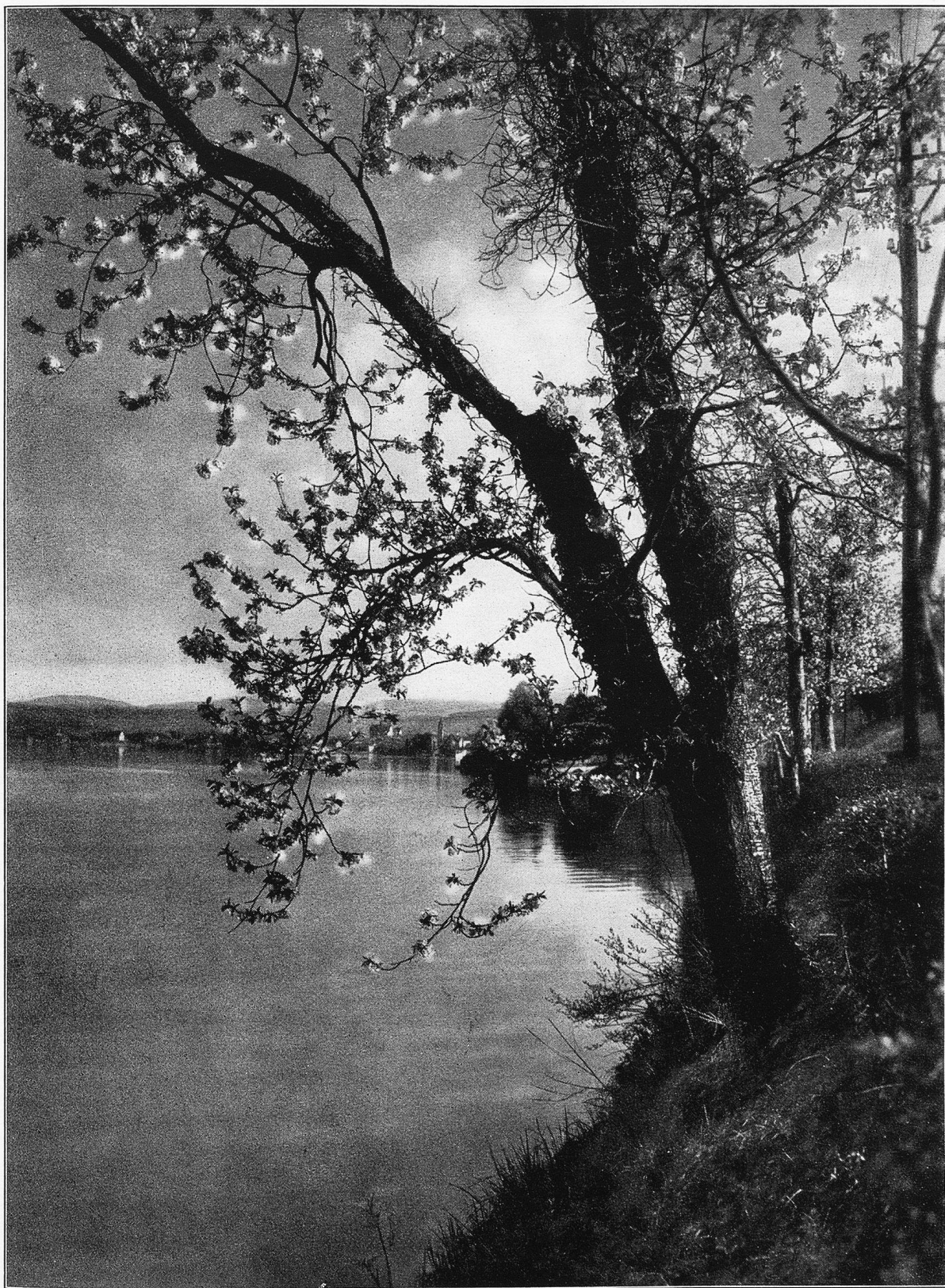
Frau Zöbeli wünschte Klarheit zu haben.

„Die Döde machte heute morgen in der Sennhütte schlaue Auglein. Sie wolle nichts gesagt haben, meinte sie, aber es sei am Ende kein Zufall, daß die Lina und der Mauser fast um dieselbe Zeit verschwunden seien.“

„Verrückt ist sie, solches Zeug zu fabulieren!“ schimpfte Zöbeli.

Chlesel lachte.

„Seid still!“ wehrte sich die Gubelbäuerin für das Mädchen. „Da kenn ich die Lina besser. Dem Mauser tut sie nichts zuleid, gewiß. Ja, sie hat manches Gespäßlein mit ihm gemacht, wenn er hinaufkam. Aber sie hat auch den Arbeitern



Am Zugersee.

Phot. Hans Gschtein, Zürich.

manch freundliches Wort gegeben. Und neuerdings dem Baltisser Gusti."

Der Gubelbauer war ärgerlich. Er haßte alles Dorfgeschwätz. Es war schon genug Tratsch unterwegs. Und er brauchte den Chueri. Er mußte im Prozeß als Zeuge und Gewährsmann einvernommen werden. Jeden Tag konnte eine Einladung zu einer Verhandlung eintreffen. Vielleicht war er just dieser aus dem Wege gegangen. Aber er hätte nicht so mir nichts, dir nichts den Finkenstrich nehmen dürfen. Und ohne ihm zu sagen, wo man ihn holen konnte! Auch da mochte er eine bestimmte Absicht verfolgen.

Inzwischen war Weihnachten herangekommen. Eine seltsame Stimmung lag auf Oberwiesen. Von Freude war nirgends eine Spur zu entdecken.

Die Jungmannschaft, ja, diese ließ sich ihren Jubel nicht nehmen.

Aber die Altern hatten ihre Gedanken ganz anderswo. Man war irgendwie in den schwebenden Prozeß verwickelt. Verluste standen bevor. Die Advokaten kosteten Geld. Von zwei Seiten wurde man bombardiert. Der Baltisser bewies schwarz auf weiß, daß er Recht hatte. Wenn er die Oberhand behielt, waren alle Kosten, die sie an die Rohrhofquelle gewendet, für die Katz gewesen. Der Mauser hatte sie genarrt, der Zöbeli war ihm zum Opfer gefallen. Und dabei fehlte ihnen erst noch das Wasser.

Wenn noch einmal so ein Sommer kam!

In allen Stuben dachte man auch an die Rohrhofleute. Die arme Lina! Man hatte sie überall gerne gehabt. Ihr frohes Wesen hatte auch die Griesgrämigsten angesteckt. Wie hell sie gesungen hatte, ein Lied nach dem andern. Sie wußte alle auswendig.

Unverhofft drang neues Licht in die rätselvollen Geschichte. Es kam vom Galli-Heiri. Bis jetzt hatte er geschwiegen. Er fürchtete, sich die Wut des Mausers auf den Hals zu laden. Im Hinterstübchen des „Goldenen Sternens“ gab er sein Geheimnis preis. Ein paar ältere und jüngere Oberwiesener saßen beim Schoppen.

„Die Lina ist dem Mauser ins Garn gegangen!“

Die Bauern streckten die Hälse.

Nun erzählte der Galli-Heiri, was er alles in jener Nacht im Föhrenwäldchen gehört, da der Gusti ihn gestellt hatte.

„Der Girenmooser hat sie mit seinen Kräu-

tern verzaubert, sonst hätt' der junge Baltisser nicht auf einmal solches Glück gehabt!“

Jetzt ist dem Mauser etwas schief gegangen. Die beste Zeit für ihn, daß er den Oberwiesern aus den Augen kam. Es brauchte keine große Phantasie, solche Zusammenhänge herzustellen.

Als Baltisser davon vernahm, brauste er auf. „Wieviel müssen wir uns von dem verfluchten Teufelsbeschwörer noch gefallen lassen, bis alle merken, daß wir das Wespennest im Girenmoos austrüchern sollten. Die ganze Gemeinde hat er mit der Rohrhofquelle aufgewiegelt. Aber er hatte nicht genug daran. In jedes einzelne Haus gistelt und regiert er hinein, so schlau und heimlich verstopfen, daß es niemand merken sollte. Wollen wir uns noch mehr gefallen lassen?“

Baltisser maß die Stube mit dröhnenden Schritten. Beim Strahl, es kam immer besser! Der Gusti war ihm auch nachgelaufen und hatte sich ein Tränklein verschreiben lassen. Sein Gusti, der sonst immer gescheiter als alle andern sein wollte!

Der Hüeblibauer schmiedete im stillen einen Plan. Er brauchte ein paar Männer, auf die er zählen konnte. Zöbeli durfte nichts vernehmen.

Zwei Tage vor Weihnachten verabredete er sich mit dem Gökler-Ruedi und dem Bantli ab der Haslen. Sie ließen es Nacht werden und warteten auf die Zeit, da die Straßen leer wurden. Außerhalb des Dorfes trafen sie sich. Ein jeder war in einen langen Mantel gehüllt. Darunter versteckten sie allerhand Werkzeug. Baltisser brachte ein Beil, der Gökler-Ruedi einen schweren Hammer, der Bantli eine Laterne und ein Stemmeisen. Es war eine dunkle Nacht. Eine neue Wagenladung Schnee war unterwegs.

Die Männer kamen gut vorwärts. Ein Pflug hatte zur Rechten und Linken der Straße hohe Mauern gebildet. Die Drei redeten nicht viel. Niemand im Dorf sollte vorerst etwas wissen, was sie im Schilde führten. Es war ihnen eigen zumute. Seit Jahren hatte keiner von ihnen die Hütte mehr betreten. Ob der Fockli-Peter sich wirklich nie mehr meldete? Und wenn es Chueri gelungen war, das Gespenst zur Ruhe zu bringen, war's noch lange nicht gesagt, daß sie auch ihm stand hielten.

Was taten sie dann, wenn der unruhige Geist wieder umging?

Immerhin, sie waren nicht allein; und dreinschlagen konnten sie auch, wenn es sein mußte.

Baltisser schwang sein Beil durch die Luft, daß es pfiß; der Gökler-Ruedi faßte seinen Hammer fester, Bantli umklammerte sein Stemmeisen. Sie gingen noch immer im Dunkeln. Keiner Seele waren sie begegnet.

„Jetzt wollen wir einmal sehen, wie's in dieser Herrenküche aussieht,“ bemerkte der Hüebli-bauer beinahe heiter. „Vielleicht fällt uns manches in die Hände. Alles Verdächtige nehmen wir mit, habt ihr gehört! Der Mausser kommt wohl überhaupt nie mehr in sein Nest zurück. Zur rechten Zeit hätten wir ihn so festhalten sollen, daß der Vogel uns nicht entflog. Das ist auch wieder so ein Werk vom Zöbeli. Mit dem Prozeß könnt es hapern, nur um seiner Gutgläubigkeit willen. Der Mausser aber lacht sich ins Täufstchen und zählt sein Geld, das er uns abgenommen hat.“

Die Drei waren beim Girenmoos angelangt. Sie standen still und lauschten. Nichts rührte sich. Der Bantli zündete seine Laterne an. Ein heller Schein gaukelte auf dem Schnee und geisterte hinauf an der Hütte.

Der Gökler erschrak.

„Dummes Zeug!“ lachte ihn der Baltisser aus. „Es ist nichts!“

Jetzt riefen sie laut: „He! Holla! Macht uns auf!“ Der Mausser konnte ja inzwischen doch nach Hause gekommen sein. Aber es blieb totenstill.

Nun klopfen sie fest.

Kein Zweifel, das Haus stand leer.

„So wollen wir keine Zeit verlieren!“ drängte Baltisser. „Wir sprengen auf!“ Er schwang sein Beil gegen das Lenntor. Es war ein mächtiger Schlag gewesen. Ein morsches Brett flog in Splitter. Die erste Bresche war gemacht. Der Bantli zündete.

„Habt Ihr nicht auch etwas gehört?“ Der Gökler hatte den Hammer schon erhoben, da ließ er den Arm wieder sinken.

„Ich nicht!“

„Also weiter!“

Mit einem zweiten Hieb, dem gleich ein dritter folgte, war die Lücke so groß geworden, daß sie durchschlüpfen konnten. Baltisser war der erste, der in der Tenne stand. Bantli rückte nach mit der Laterne. Der Gökler, der immer noch nicht alle Bedenken überwunden hatte, war der letzte.

„Ich weiß schon, wo's durchgeht,“ sagte der Hüebli-bauer und winkte seinen Kameraden. Dann stieß er eine Türe auf und trat in den

Gang. Sachte eroberten sie Schritt um Schritt. Aber da sich nichts und niemand ihnen entgegensetzte, wurden sie beherzter und drangen unerwarteter ein. Jetzt standen sie in der Stube des Mausers. Der Bantli stellte die Laterne auf den Tisch. Die Männer schauten sich neugierig um. Sie staunten und lachten ob des zusammengewürfelten Hausrates; das eine und andere Stück kam ihnen bekannt vor. Und sie sagten sich: Wir sind rechte Narren gewesen, daß wir dem Chueri das Nest so gut ausstaffiert haben!

In der Tat, es war ein gemütliches Stübchen. Tische, Stühle, ein Kanapee, der Kachelofen, die Umhängelein, ein paar Bilder an den Wänden, ein herumliegender Kalender, das war zu einem bescheidenen Haushalt zusammengetragen. Freilich, es lotterte an Ecken und Enden. Baltisser zog einen Stuhl hervor. Da merkte er, daß er nur noch drei Beine hatte. Der Überzug auf dem Sofa wies einen bösen Riß auf. An ein paar Stellen waren die Scheiben mit Papier verklebt. Und was für eine Unordnung hatte der Mausser zurückgelassen! Auf dem Tisch lag noch ein angeschnittenes Brot. Steinhart war es inzwischen geworden. Die Tasse abzuwaschen hatte Chueri auch keine Zeit gehabt. Etwas Milch, die sauer geworden, stand in einem Topfe herum. Da ein Schuh, dort ein Pantoffel, am Nagel ein Hut und eine durchlöchernte Weste, mehr Fesseln und als Kleidungsstück fast nicht zu erkennen.

„Du lieber Himmel! Was ist das für eine Wirtschaft!“ lachte Baltisser und zog eine Kastentüre auf. Ein Modergeruch schlug ihm entgegen. „Ich halt's nicht aus,“ meinte der Bantli. „Ist's nicht noch schlimmer als zu Fodlis Zeiten! Und so einer stellt unsere ganze Gemeinde auf den Kopf. Gut, daß wir einmal sehn, mit wem wir's zu tun haben.“ Er nahm die Laterne und zündete in alle Winkel. Dann stieg er die Ofentreppe hinauf in die Kammer. Die andern folgten ihm nach. Oben sah es nicht besser aus. Der Mausser hatte nicht einmal sein Bett gemacht! Rissen und Decke lagen verknüllt am Fußende durcheinander. In einem Becken lag Eis. Es hatte die Hülle gesprengt. Dort hing ein zerrissener Strumpf, hier ein Hemd, das der Wäsche harrete. Das Fenster war von Eisblumen verkrustet.

„Aber das ist noch nicht alles, was ich sehen möchte. Das Zauberbuch müssen wir haben, mit dem er uns alle an der Nase herumführt!“

Baltisser öffnete Kisten und Kasten. Die andern halfen ihm mit teuflischer Freude und Neugier. Sie wühlten in allen Schubladen, rissen Schnüre und Knöpfe und Kalender und farbige Taschentücher hervor. Wie Fahnen schwenkten sie sie durch die Luft. Als sie das Unterste zu oberst gefehrt, stiegen sie wieder in die Stube hinunter. Die Treppe knarrte.

„Au, au!“ Baltisser hatte den Kopf an der Decke angeschlagen.

„Es ist nichts zu machen,“ meinte der Gökler und schüttelte enttäuscht den Kopf. „Der Safermenter hat das Buch gewiß mit sich fortgenommen. Noch mehr Unheil will er stiften damit.“

„Halt! Da sind Bücher!“ rief jetzt triumphierend der Bantli. Er hatte irgendwo eine Lade aufgerissen.

Baltisser und der Gökler kamen gesprungen und streckten ihre Köpfe. „Zeig, zeig!“

Sie schwangen die dicken Bände herunter und schleppten sie auf den Tisch. Die Laterne rückten sie ganz nahe.

„Eine Chronik!“

„Chronika von Oberwiesen!“ las der Bantli. „Das kann ja ganz kurzweilig sein.“ Er schob das umständliche Buch unter den Rock und wandte sich Bantli zu.

„Boz Bliß! Das ist das Doktorbuch, mit dem er alle Welt kuriert. Das soll uns auch gute Dienste tun!“ Der Gökler nahm es zu seinen Händen. „Wir wollen es zu Hause studieren. Der Maufer wird Augen machen, falls er wieder zurückkommt und sein Heiligtum nicht mehr vorfindet.“

„Sein Heiligtum ist das Zauberbuch,“ warf Baltisser ein. „Da sind die Sprüche drin und die Geheimnisse Moses. Die werden hoffentlich auch nicht weit sein.“

Zu dritt stöberten sie weiter. Aber das begehrteste Stück, das eigentlich den Anstoß zu

dieser nächtlichen Überraschung des Girenmoos gegeben, konnten sie nicht ausfindig machen. Es war kein Winkel mehr, wie sie sich überzeugt hatten, in den sie nicht geguckt. Ob doch noch irgendwo ein verstecktes Fach lag?

Das wußte jetzt Zöbeli.

Wenn er eine Ahnung hätte, wie sie in seinem Hause rumorten!

Auf einmal wurden Tritte laut. Sie näherten sich dem Girenmoos. Die Männer schauten einander entsetzt an. Unwillkürlich blies Bantli seine Laterne aus. Sie standen im Finstern und lauschten.

Wenn's der Chueri selber wäre, der zu später Stunde heimkehrte! Was sagten sie dann? Wie jämmerlich stünden sie da! Einen Augenblick lang stockte ihnen der Atem. Die Schritte hielten inne.

Dann aber fiel ihnen ein mächtiger Stein vom Herzen. Man ging vorbei. Das Unheil war beschworen. Noch eine gute Weile redeten sie kein Wort. Baltisser machte Bantli ein Zeichen. Dieser fuhr mit einem Streichholz über den glatten Hosenboden und machte aufs neue Feuer. Jetzt lachten sie einander an und schnaufeten aus.

„Ich denke, wir gehen auch!“ schlug Bantli vor. „Das verfluchte Buch hat der Maufer allweg bei sich.“

Sie ließen alles liegen, wie es war und verzogen sich ins Freie. Sie krochen durch die Lücke im Lennor. Als letzter schlüpfte der Bantli heraus und stellte die Laterne behutsam vor sich auf die Sandsteinplatte.

Zwei Eroberungen hatten sie wenigstens gemacht: die Chronik und das Doktorbuch. Und eines gelobten sie sich teuer und heilig: Vorläufig brauchte niemand im ganzen Dorfe zu wissen, was sie unternommen. Auch ihre Frauen nicht!

(Fortsetzung folgt.)

Kinder kommen durch den Wald gegangen.

Kinder kommen durch den Wald gegangen,
Anemonen in der kleinen Hand.
Doppelt grüßt mich jungen Frühlings Prangen,
Der mir selber lange schon entschwand.

Innig strahlen weiße Blütensterne,
Augensterne leuchten lachend auf —
Und aus blauer, traumversunk'ner Ferne
Steigt die eigne Kindheit mir herauf.

Ausgelöscht sind kammerschwere Jahre,
Wo ich Ruhe nicht noch Schönheit fand:
Kinder brachten mir das Wunderbare,
Anemonen in der kleinen Hand.

Heinrich Anacker.